

Die Arbeiterzeitung



Nr. 51

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912



Hymne.

Fühlt es, ihr Brüder und Schwestern, daß ihr nichts Totes streift,
Wenn euer Hand im schaffenden Muß die Arbeit ergreift.

In eurer Faust wird alles lebendig, was scheinbar tot:
Metalle, Steine, Holz, Perlen, Seide und Brot.

Eine Flamme schlägt auf aus jedem Dinge, das ihr bezwingt,
Eine Flamme, die glühend den Hymnus des Lebens singt.

Überall wo Hände schaffen Neues mit Stoß und Schlag,
Erneut sich der Schöpfung erster, glorreicher Zeugungstag.

Alfons Pehold.

„O Theophil . . .“

Erzählung von Carl Kulle.

(Fortsetzung.)

Polizeisergeant Lämmchen hatte die Dose aus dem roten Sacktüch gewickelt und bot sie herum. „Nu halt' bloß die Luft an,“ sagte er, als der Schneider wie in Erinnerung versunken eine Pause machte. „Was is denn da nu dabei? Bei uns im Sommer ärmeln sich die Mädels auch unter und gehn spazieren. Bloß daß sie sich nich mehr nach Dir umkucken, Theophil! Denn wieso? Sie wissen, Du hast Deine Olle weg! Na, und zwanzig biste ja auch nich mehr!“

Er lachte knurrig, und als hätte er den anderen damit den Weg freigemacht, gab es im Augenblick Gallo und Gelächter. Lange genug hatten sie dem Döskopf zugehört; nun wollten sie auch reden.

Wie beschämt war Theophil eine Weile still geblieben. Er drehte krampfhaft das Bierglas auf dem Unterfuß und warf einen halb unsicheren, halb finsternen Blick zu Lämmchen hinüber. Es war ihm, als hätte der Polizeisergeant ihm wieder etwas zerstört.

Und in jäher Wallung versuchte er noch einmal die lärmende Gesellschaft zum Zuhören zu zwingen.

„Nu ja, ja,“ rief er in den Trubel hinein und quälte sich ein Lachen ab, . . . „so is das ja nich gemeint gewesen! Natürlich hab' ich noch ganz andre Sachen gemacht. Die könnten Euch wohl besser gefallen! Dazumal bei Regensburg . . . wie ich da den Gendarm verkohlt hab' . . . der denkt noch heute dran . . . der vergißt das im ganzen Leben nich!“

„Daß man, laß man!“ wehrte Kaufmann Zwiebusch ab. Aber Lämmchen, als ob es ihn diesmal ganz besonders anginge, stellte die Dose auf das rote Schmutztuch und drehte sich halb zur Seite.

„Wen?“ fragte er etwas höhlich, „den Gendarm? Du?“

„Das glaubste wohl nich?“ schrie der Schneider. „Natürlich war's 'n Gendarm! Da kannst du Gift drauf nehmen!“

Sein Nachbar machte nur eine Handbewegung.

„Remimus, kennimus! Ich weiß doch Bescheid mit den Kunden. Mit 'm Maul sind sie immer vorn, und am Aneiptisch . . . da hat jeder zehn Blaue gefressen. Aber wenn man sie unterwegs 'n bißchen scharf stellt, dann wissen sie gar nich, in welches Maulloch sie kriechen sollen. So wird das mit Dir wohl auch sein!“

Theophil wollte verächtlich lachen, aber es kam nicht ganz heraus. Und als er sah, daß der Schreiber dem Polizisten vergnügt zunickte, stieg die heimliche Wut in ihm empor.

„Mit so einem wie mit Dir, da bin ich doch zehnmal fertig geworden,“ sprach er mit knapp verhaltener Gereiztheit. „Dazumal in Regensburg —“

„Nu laß doch bloß die verrückten Geschichten,“ schrie Lämmchen und schlug auf den Tisch. „Wir sind doch nich aus Dummsdorf. Wem willst du denn das bloß erzählen! Du und 'n Gendarm! Mensch, da haste ja gar keine Traute dazu!“

Und mit einer Bewegung zu den übrigen: „Oder glaubt Ihr das etwa?“

„S,“ sagte Zwiebusch, „mit der Schneidencourage ist das so 'ne Sache!“ Er freute sich selbst am allermeisten über seinen Wit.

„Wie 'n Geld sehn Sie nich aus, Herr Kummer,“ meinte der Schreiber und grinste.

„So, so,“ erwiderte Theophil. „Also Ihr glaubt das nich. Ihr wollt mir das nich glauben.“

Er war blaß und rot. Er sah von einem zum anderen.

Und plötzlich stand er auf, hielt sich am Tisch, bog sich vor und sagte mit einer Stimme, die wie Weinen klang, und in der Haß und Wut zischten: „Ihr . . . Ihr seid ja Luder! Ihr führt ja 'n Laufleben! Ihr seid ja nich besser wie's Vieh! Nee — pfui Deibel . . . da mach' ich nich mit!“

Er schüttelte sich und ging, anfangs taumelnd, dann gerade und ohne Schwanken zum Schenkisch, wo er sein Bier bezahlte.

Nach der ersten Verdrüßtheit brach an seinem Tische eine ungeheure Heiterkeit aus. Alles lachte und schrie durcheinander.

„Prost, Theophil!“ — „Theophil, geh wandern!“ — „Goch der Geld!“

Und Gemilsehändler Ahlbaum, der nichts verstanden hatte, wiederholte fortwährend als halben Gesang: „Mit Nadel und mit Scher! Mit Nadel und mit Scher!“

Bis der Schreiber einen Gassenhauer begann, der damals allgemein im Schwange war. Da setzten sie alle vier ohne Zögern ein, Lämmchen wehte mit dem roten Nieserichmutztuch wie mit einer Fahne, und der heulende Chor, zu dem einer mit dem Kartenspiel hart den Takt schlug, verfolgte den Davonschreitenden bis nach draußen:

„O Theophil, o Theophil, du bist der Beste auf der Welt!
O Theophil, o Theophil, warum hast du uns kaltgestellt?“

Der Schneider hatte sich nicht mehr umgesehen. Er ging blind vorwärts, bis der Lärm hinter ihm zurückblieb und nichts anderes um ihn war, als die nächtliche Stille der kleinen Straße.

Aber es war so viel Wut und Erbitterung in ihm, daß sie ihn nicht beruhigen konnte.

Diese Luder! dachte er zitternd. Nicht mal geglaubt hatten sie ihm!

Und wie von der nachwirkenden Erregung getrieben, schritt er schneller aus. Alle Niedergeschlagenheit war von ihm abgefallen; die wunderlichen Lähmungszustände der letzten Wochen schienen für immer überwunden.

Nee, nee — den Brüdern wollte er's schon zeigen! Die sollten schon noch wissen, wer er war! Wenn er sie sich bloß vorstellte mit ihren stumpfen, blöden Gesichtern, hätte er am liebsten ausgespuckt. Und während seine raschen Schritte zornig auf dem schmalen Trottoir widerhallten, kniff er die Rippen zusammen und streifte verächtlich die leere Straße, in der er jeden Stein kannte. Vor seinem Hause zögerte er einen Augenblick, doch der Gedanke, jetzt in die dumpfe enge Bude emporzusteigen, war unerträglich. So ging er weiter, bog um die Häuser herum und schlug den Fußpfad ein, der immer in der Nähe des Bahndammes nach Königsruhe führte — nach Königsruhe, wo er morgen den Wintermantel abzuliefern hatte.

Hier, im Gehen, ward er ruhiger. Er atmete tief die Luft ein. Er spürte die Stille, die ihn umgab. Ein leichter Wind wehte. Er schmeckte nach Feuchtigkeit, als würde er Regen bringen. Oben am Himmel ein paar versprengte Sterne. Und ringsum, in der Novembernacht, mehr geahnt als gesehen, ein feines Nebeln.

Der Schneider nahm den steifen Hut ab und kühlte sich im sachten Zuge den heißen Kopf, während die Füße wie selbstverständlich weiter und weiter marschierten. Der herbfriische Duft feuchter Felder, vermischt mit dem Modergeruch faulenden Laubes, begleitete ihn. Schon tauchte vor ihm der Wald auf, und in dem dämmerigen Licht erschien er ihm geheimnisvoller und fremder als am Tage.

In einem plötzlichen Einfall setzte er sich auf den Jagdgrenzstein. Hinter ihm die schwarzen Wipfel der Kiefern, vor ihm, durch Feldbreite getrennt, der Bahndamm. Und nichts Lebendiges, wohin man sah. Nur ein paar Streckenlichter, die matt herüberblinzelten . . .

Er legte die Arme auf die Knie und sah vor sich hin. Da fühlte er, wie hier, in der Einsamkeit, alles von ihm abfiel und wieder diese tiefe Stille über ihn kam, die ihn der Gegenwart gleichsam entriekte. Reglos starrte er auf das Feld und schrak erst auf, als das donnernde Rollen eines Ruges vernehmbar ward. Das war der Nachtschnellzug, der nach Rosen ging und dann weiter zur Grenze fuhr. Gespenstisch jagte er mit seinen Lichtern dahin. In einer Viertelstunde mußte dann der zweite folgen . . .

Der feuchte Wind schlug den Rauch der Lokomotive nieder. Der Schneider spürte den Geruch. Und die Erinnerung kam ihm, wie oft er früher so gefessen hatte . . . auf einem Stein der Straße, am Grabenrand irgendwo . . . damals, als er gewandert war! Er nickte. Er seufzte. Er hörte, ganz von fern, wieder eine junge fremde Stimme: „Als ich vor'ges Jahr durch die Rheinprovinz gewalzt bin . . .“

Und allgewaltig, mit schmerzhafter Kraft, schwoll eine irre Sehnsucht in ihm auf: Fort von hier! Raus aus allem, was ihn hier engte und zwängte! Noch einmal frei sein — wandern — immer weiter und weiter!

So übermächtig war das Gefühl, daß er aufsprang, als hätte ihn einer angerufen.

„Ja — ja!“ sagte er laut. Das war ein Stammeln — ein Zaudern — eine Antwort. Er reckte die Arme: raus in die Welt.

Nicht nach Berlin nach der anderen Seitel Dorthin, wo das Ziel aller jener Züge lag, die täglich an seinem Fenster vorüberstoben! Er wollte sehen, wo sie endeten. Er wollte wissen, welche Ferne sie aufnahmen.

Wie eine Erlösung packte es ihn. Und er fühlte mit einem Male ganz deutlich, daß er es hier, in dem Neste, in der engen Bude, in dem stumpfen Einerlei dieses Alltags, nicht mehr lange gemacht hätte. Er wäre tiefinnig geworden — verrückt; oder er hätte zu laufen angefangen. Aber da draußen war die Welt noch immer so jung und strahlend und schön wie dazumal! Immer noch waren fremde Städte im Vollmond, und Musik spielte, und junge Mädchen, blonde, braune, schwarze, gingen Arm in Arm. Alles lockte, alles rief, alles wartete.

Und wenn er von weit, weit her den bösen Brüdern im „Dachsbau“ eine Karte schickte, dann würden sie Augen machen. Er hörte es ordentlich jetzt schon, wie Polizeisergeant Lämmchen „Kief, kief, der Theophil!“ sagen würde. Und dann würden sie ihm wohl glauben — auch das mit dem Gendarm!

Als wäre er schon jetzt glänzend gerechtfertigt, fühlte er es durch den ganzen Körper wie eine wohlige warme Welle.

Er setzte sich wieder und lächelte in sich hinein. Es würde ihn auch niemand vermissen. Vor zwölf Jahren — da war er hier hängen geblieben, hatte sich in ein Mädchen vergafft und geheiratet. Die Frau war ja auch nicht schlecht — bewahre! Aber sie hatte die ewige Angst, im Alter einmal hungern zu müssen. Und da die Ehe kinderlos blieb, war sie schon im dritten Jahre wieder in ihr altes Geschäft zurückgegangen und geizte, sparte, schuftete von früh bis spät — alles für die „alten Tage“. Morgens fuhr sie fort und abends kehrte sie todmüde zurück. Nur Sonntags waren sie eigentlich zusammen.

(Schluß folgt.)

Messen und Märkte in der Vergangenheit.

Von Alwin Adé.

(Schluß.)

Eine weitgehende Abgabefreiheit findet sich an vielen Messorten vor. So in Buzach, einem vom 15. bis zum 18. Jahrhundert stark besuchten schweizerischen Messorte am Oberrhein. Alle hier auf dem Markte ausgetretenen und feilgehaltenen Waren waren absolut zollfrei, durften auch aus keinem irgendwie zulässigen Grunde mit Arrest belegt werden. Abgabefrei waren auch eine Reihe oberitalienischer Messorte, so Ferrara und andere. Eine Reihe sonstiger Messplätze gewährte dagegen Freiheit von Zöllen und sonstiger Abgaben nur auf Grund abgeschlossener Gegenseitigkeits- oder Meistbegünstigungsverträgen. Zeitweise geschah dies auch auf Grund kaiserlicher Privilegien, die im frühen Mittelalter ziemlich häufig verliehen wurden. So erteilte Heinrich III. im Jahre 1055 der Stadt Ferrara das Privileg, jeden italienischen Markt Abgabefrei besuchen zu dürfen. Wenige Monate später erteilte er den Markmanern das gleiche Recht mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß sie allwärts den meistbegünstigten Städten des Reiches gleichstehen sollten. Den Wormsern und den Frankfurtern war durch den Kaiser im Jahre 1180 gegenseitige Zollfreiheit gewährt worden.

Mitunter wurden solche Zollfreiheiten auch erkaufte. So erstand Kaiser Karl IV. seinen Städten Prag, Breslau und Sulzbach in Bayern die Befreiung vom Frankfurter Brückenzoll im Jahre 1358 für 300 Gulden. Für die Befreiung von Zöllen in und außer der Messe waren die befreiten Städte, Klöster usw. in ihrer Mehrzahl aber verpflichtet, der Stadt Frankfurt irgendeine symbolische Gegengabe zu leisten. So mußten Bamberg und Nürnberg dem Frankfurter Stadtschultheiß jedes einen gedrechselten weißen Becher von Holz nebst Pfeffer und ein Paar Handschuhen, einem Stäbchen und ein Räder-Albus (kleine Münze) überreichen. Das Kloster Arnburg mußte ein Paar Stiefel und einen Käse, Kloster Nummerbach eine Meße Hafermehl oder einen Kuchen, Kloster Erbach ein halbes Viertel Wein usw. als Gegengabe liefern.

Wo aber nicht außergewöhnliche Umstände mitsprachen, waren die Ausgaben der fremden Kaufleute zu Messezeiten recht hoch. Wer in Frankfurt a. M. nicht zu den privilegierten Orten gehörte, mußte außer den verschiedensten Land-, Wasser-, Tor- und Brückenzöllen das „Marktrecht“, d. h. 6 Heller, entrichten. Dazu kam das sogenannte „Hausgeld“, dann die Laden- oder Krammiete, die Abgaben für Wiegen und Messen der Waren, der Unterkauf usw. Außerdem waren während der Messezeit die Ausgaben für Wohnung und Lebenshaltung derart gepfeffert, daß das ganze Mittelalter hindurch allgemein darüber geklagt wird.

Der wirtschaftliche Schwerpunkt der mittelalterlichen Messen hat allezeit im reinen Warenverkehr gelegen. Auf die großen internationalen Messen brachten der Osten wie der Westen, der Norden wie der Süden ihre Erzeugnisse, um sie miteinander auszutauschen. Je geographisch günstiger die Lage des Messeortes war, um so größer die Zufuhr der Waren, der Handelsumsatz und damit dessen handelswirtschaftliche Bedeutung. Neben der Lage sprachen allerdings auch noch andere Verhältnisse mit. So verdankten die im 13. bis zum 15. Jahrhundert besonders blühenden Messen der Champagne und ebenso später diejenige Lyons dies nicht nur allein dem Umstand, daß sie von Italien und der Schweiz her das Eingangstor in Frankreich bildeten, sondern ebenso sehr der Tatsache, daß die Champagne ebenso wie Lyon außerhalb des Schauplatzes der blutigen Kriege

zwischen England und Frankreich lagen und somit den Kaufleuten diejenige Sicherheit boten, die andere, vielleicht noch günstiger gelegene französische Handelsplätze nicht gewährleisten konnten. Nach der Champagne und Lyon brachten italienische Kaufleute die Seidenwaren des Orients, und, als Italien selbst Seidenwaren fabrizierte und exportierte, ihre eigenen Fabrikate, dann vor allem die Gewürze des Orients, Pfeffer, Ingwer, Safran usw., dann Leder, besonders Norduan, und Kürschnerwaren. Von Frankreich, England und Flandern kamen besonders Luche, die ja im Mittelalter einen der hervorragendsten Handelsartikel bildeten.

Von der Champagne und Lyon gingen die Waren dann weiter in das Innere Frankreichs, nach Oberdeutschland und die Schweiz. Die oberdeutschen Handelsplätze wie auch die Schweizer hielten in Lyon Filialen. Als Ludwig XI. im Jahre 1467 bestimmte, daß keine Maßnahmen in bezug auf die Lyoner Messe ohne Zustimmung der Kaufleute der „Nations“, d. h. der in Lyon wohnhaften fremden Kaufleute, getroffen werden sollten, werden unter den „Nations“ auch die „Mamans“ (Deutsche) erwähnt. Welche Bedeutung die Messen der Champagne für den Warenverkehr noch bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts gehabt haben, beweist die Tatsache, daß in Beaucourt im Jahre 1790, also schon während der Wirren der französischen Revolution, noch für 40 Millionen Franken Waren umgesetzt wurden.

Ihrer günstigen geographischen Lage verdanken auch die beiden bedeutendsten deutschen Messplätze, Frankfurt a. M. und Leipzig, ihre Ueberlegenheit und ausschlaggebende Stellung. Frankfurt war, solange der Weltverkehr sich im Mittelmeer abspielte und Flandern, Antwerpen und England noch von Italien aus mittels der Rheinstraße mit Seidenwaren und Spezereien versorgt wurden, das natürliche Sammelbecken des italienisch-süddeutschen Verkehrs nach Norden und Osten. Die Rheinstraße hinauf gingen dann wiederum die Tuchwaren Flanderns und Englands nach Süden. Ungeheure Warenmengen lagerten damals auf den Frankfurter Messen. Dort konzentrierte sich zuerst auch der Buchhandel. Zur Messezeit konnte man dort alle Bücher finden, die irgendwo erschienen waren. Ebenso gaben sich dort alle bedeutenderen Drucker und Buchhändler Deutschlands und der umliegenden Länder ein geschäftliches Stelldichein.

Als aber durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und diejenige Amerikas das Mittelmeerbecken seine Handelsbedeutung einbüßte, Venedig seine Welthandelsstellung an Lissabon und Antwerpen abtreten mußte, sank auch die Bedeutung Frankfurts als internationale Messestadt. Schon im Jahre 1577 klagte dieses in einer an das Reich gerichteten Schrift gar beweglich über die schwere Konkurrenz, die Frankfurt an der Oder und besonders Leipzig seinen Messen machten.

Das, was Frankfurt a. M. durch die Veränderung der Handelswege und Handelsbeziehungen verlor, gewann dann Leipzig dank seiner zentralen Lage fast im Herzen des damaligen Deutschlands. Die englisch-spanischen Kolonialwaren, die Erzeugnisse Ostindiens, die englischen und flandrischen Luche usw. benutzten nun nicht mehr den Rhein als Eingangstor für Mitteldeutschland und den Osten, sondern Elbe und Weser. Leipzig wurde der Hauptstapelplatz Deutschlands für englische und französische Manufakturen und Naturprodukte. Nach Leipzig brachte ferner der Osten seine Pelzwaren. Seit jener Zeit ist Leipzig einer der Hauptpelzhandelsplätze der Welt geblieben. Selbst die Buchhändlermesse mußte Frankfurt abgeben, welche noch heute in Leipzig blüht.

Vom 13. Jahrhundert an gewann auf den großen europäischen Messplätzen neben dem

reinen Warenverkehr auch Geldhandel und Geldverkehr eine immer größere Bedeutung. Nirgends konnte man in jener goldarmen Zeit größere Summen auf einem Gausen beisammenfinden als eben auf den Messplätzen. Diesen baren Geldreichtum suchten sich Fürstentum und Kirche gar bald zunutze zu machen. Die Messen der Champagne wurden daher schon im Anfange des 13. Jahrhunderts zu großen internationalen Börsenplätzen, wo für alle Länder Geld aufgenommen und Geld gezahlt wurde. Im 13./14. Jahrhundert gab es nur wenige deutsche und französische Bischöfe oder Bistümer, die nicht mit größeren oder kleineren Beträgen auf den Messen der Champagne in der Kreide standen. Aber auch das Fürstentum mußte dort zu pumpen. Zur Ostermesszahlung des Jahres 1553 schuldete z. B. die französische Krone den Kaufleuten von Lyon 1463 000 Kronen (die Krone in Gold = drei Livres). Die Summe war zu 4 Prozent pro Messe, also mit 16 Prozent zu verzinsen. Nahezu die Hälfte der Schuld war von der „deutschen Nation“ übernommen worden.

Um zurückgezählte oder zu zahlende Summen noch während der Messe nutzbar anlegen zu können, hatte sich für eine jede Messe ein feststehender Messzahltag ausgebildet, an welchem Messwechsel und Messschulden abzurechnen und zu begleichen waren. An einem solchen Messzahltag wechselten durch gegenseitige Abrechnung riesige Summen ihre Besitzer. Das von den Engländern erst im 19. Jahrhundert wieder eingeführte Clearingsystem kannte das Mittelalter schon im 13. Jahrhundert.

Während der Messezeit ließ sich gegenüber einem so großen Zustrom Fremder die sonst im Mittelalter übliche städtische Gebundenheit und Reglementierung natürlich nicht aufrecht erhalten. So waren in Frankfurt a. M. z. B. während dieser Zeit alle Wirtschaftsbefreiungen, Zunftvorschriften über Sonntags- und Nachtarbeit usw. außer Kurs gesetzt. Selbst die Kirche hob während der Messe alle Fastenvorschriften auf, wie sie auch den Messebesuch kirchlich Gebauener ohne weiteres duldete. Auch dem Reichsächter blieb die Messe nicht verschlossen. Im Jahre 1376 hatte z. B. Kaiser Karl IV. der Stadt Frankfurt das Privileg gewährt, daß ein jeder Geächteter, der die Messe besuchte, nicht nur während dieser, sondern auch je acht Tage vor und nachher volle Asylfreiheit genießen sollte.

Durch die weit geöffneten Tore der Messstädte drängten sich aber nicht nur die Kaufleute, sondern auch der große Strom der Vergnügungssüchtigen und in deren Begleitung eine Unmasse fahrendes Volk aller Art. Neben dem Heer der Bettler: die Gaukler, Seiltänzer, Sänger und Musikanten und vor allem fahrende Fräulein in hellen Scharen. Das Geld saß überall locker in den Taschen und in puncto Wein und Weib wurde zur Messezeit tüchtig über die Stränge geschlagen. Auch an Schaustellungen fehlte es nicht. 1443 wurde z. B. der erste lebende Strauß, 1450 der erste lebende Elefant den stammenden Frankfurtern vor Augen geführt. —

Amalie Dietrich, eine Frau aus dem Volke.

Von Anna Blos.

Vor einiger Zeit sah ich eine Sammlung von Bildnissen berühmter Frauen. Die Nonne Roswitha hing dort und ihr folgten in buntem Reigen alle die Frauen, die sich im Laufe der Jahrhunderte einen Namen gemacht haben auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft oder die bahnbrechend gewirkt haben auf dem dornenvollen Wege zur Befreiung ihres Geschlechts.

Verscheiden hing da in einer Ecke ein kleines Porträt. Eine alte Frau stellte es dar mit verwitterten Zügen und glattem Scheitel. „Amalie Dietrich, Naturforscherin,“ stand unter dem Bilde. Hinter mir hörte ich eine Stimme fragen: „Wer war Amalie Dietrich?“ „Ja, wer war Amalie Dietrich?“ fragte auch ich mich. Und langsam stieg in meiner Erinnerung das Bild der Frau auf, deren Lebensgeschichte ich gelesen hatte. Sie hatte auf mich gewirkt, so wie in der Kinderzeit die Geschichte von Robinson Crusoe auf mich gewirkt hatte. Die Wunder des menschlichen Erfindungsgeistes, die seltsamsten Abenteuer nahmen meine Sinne gefangen. Nur daß diese Robinsonade eine Frau zur Heldin hatte, nur daß alle diese seltsamen Erlebnisse nicht auf phantastischer Erfindung beruhen, sondern daß sie sich in Wirklichkeit ereignet hatten. Die aber, die dieses seltsame Leben geführt, die mit bewundernswürdigem Heldennut sich ganz in den Dienst der Wissenschaft stellten und aufrecht und stolz aus all dem Schweren hervorging, welches das Schicksal auf ihre schwachen Schultern häufte, war eine Frau aus dem Volke: Amalie Dietrich, geborene Nelle, aus Siebenlehn in Sachsen.

Amaliens Vater war ein einfacher Weutler, ihre Mutter hatte vor ihrer Verheiratung im Pfarrhaus als Magd gedient. Dort hatte sie gelernt, wie man Salben kocht, Schröpfköpfe und Blutegel setzt und Krankensuppen bereitet. Dazu wußte sie noch eine Menge frommer Sprüche und Lieder und stand deshalb im Ruf besonderer Bildung. An alle Krankenbetten im Dorf holte man die Cordel, die sich gern im Wald die heilsamen Kräuter und Wurzeln suchte. Aber ihren eigenen Kindern konnte sie nicht helfen. Sie verlor drei prächtige Buben; der Nummer um die Dahingegangenen bleichte ihr Haar in jungen Jahren. Zu dem ältesten überlebenden Sohn kam später als Nachzüglerin ein kleines Mädchen. Das war Amalie, die den Eltern schon früh durch ihren eigensinnigen Dickkopf Sorgen machte. In der Schule lernte sie vorzüglich, so daß der Lehrer oft über die kleine „Nellen“ staunte. Da sie aber zu den ärmeren Kindern gehörte, so mußte sie unten sitzen, worüber ihr stark ausgeprägter Gerechtigkeits Sinn sich oft empörte. Das Schulgeld betrug wöchentlich einen Sechser. Dazu kamen jeden Monat drei Pfennige für Benützung der Gänsefedern und ein Pfennig für Tinte. Sobald die Kleine lesen konnte, war sie unermülich im Bitten um Bücher. Die Mutter verwies sie auf Bibel und Gesangbuch; aber damit war ihr Lesehunger nicht gestillt. Sie entdeckte bei einem Buchbinder einen Glaschrank voll Bücher, von denen man sich für einen Pfennig wöchentlich eins leihen konnte. Nun las sie zum Aerger des Vaters den ganzen Tag Räuber- und Rittergeschichten, Reisebeschreibungen und moralische Jugendbücher. Als der Pastor, der sie konfirmierte, von dieser Lesezeit hörte, schenkte er ihr Schokkes „Stunden der Andacht“ und nahm ihr das Versprechen ab, nichts anderes zu lesen. Sie vertiefte sich so in diese Lektüre, daß sie sich deren getragenen Stil angewöhnte. Die Dorfleute aber prophezeiten, daß noch eine Komödiantin aus Amalie werden würde. Sie war überhaupt anders als die anderen jungen Mädchen des Dorfes. Aus Spiel und Tanz machte sie sich nichts; Liebesgeschichten waren ihr verhaßt. Sie wollte nur heiraten, wenn sie einen Mann fände, den sie wirklich als ihren Herrn anerkennen könnte. Die Eltern waren sehr unglücklich, daß sie alle Freier abwies, und der Vater schob alles auf die Bücher. Da ihr Bruder auf der Wanderschaft war, wurde Amalie zur Arbeit im Geschäft des Vaters herangezogen. Sie mußte den ganzen Tag Leder nähen, aber in der Schublade, in der ihr Handwerkszeug lag, war auch meist ein Buch, in dem sie las, sobald sie nicht beobachtet wurde. Eifrig verfolgte sie die Beschreibung der fernen

Länder, die ihr Bruder durchwanderte und beneidete ihn, daß er so viel zu sehen bekam von der Welt. Eines Tages traf die Nachricht ein, daß er in Bukarest die Tochter seines Meisters geheiratet und den katholischen Glauben angenommen hatte. Da gab es große Aufregung in dem Dorfe. Noch mehr aber regte man sich über einen Freuden auf, der sich im Orte niedergelassen hatte. W. U. G. Dietrich, Naturforscher, nannte er sich. Die Leute erklärten ihn aber für einen Hexenmeister, denn sie konnten sich nicht erklären, wozu er die vielen Tiere in Spiritus aufbewahrte und weshalb er so viel Schlangen sammelte. Dieser Naturforscher erregte Malchen Nelles größtes Interesse. An seine Hexerei glaubte sie nicht und lachte die anderen aus, die davon erzählten.

Weim Pilzesuchen machte sie die Bekanntschaft des interessanten Mannes; sobald dieser die verständnisvolle Teilnahme des jungen

Unsere Sache ist die Sache der gesamten arbeitenden und leidenden Menschheit. Wir sind unbestechbar, weil in jedem, der arbeitet und leidet, die Gedanken und Forderungen der Sozialdemokratie aufsteigen und lebendig werden müssen. Die Verhältnisse — sagie ich schon — sind für uns; es ist der unwiderstehliche Zug der Zeit. Nicht, daß wir uns diesem Zug einfach duldbend überlassen, uns auf ihn verlassen wollten! Das wäre töricht und feig. Wohl machen die Verhältnisse den Menschen, aber der Mensch macht auch die Verhältnisse. Wenn wir sagen: der Mensch kann den Gang der Entwicklung nicht willkürlich ändern, so heißt das nicht, daß er die Hände in den Schoß legen und in fatalistischem Nöthlerglauben warten soll, bis ihm der „Segen von oben kommt“ und die gebratenen Tauben des „Zukunftstaats“ in den Mund fliegen. Den „Zukunftstaat“ müssen wir uns durch fleißige, schwere Arbeit, in heißem Ringen erobern. Und haben wir einmal die Schranken des Gegenwartsstaats, welcher der Massenstaat ist, durchbrochen und freie Hand zum Aufbau, dann soll uns die Errichtung des Zukunftstaats keine Sorge machen, — die Herren Eugen Richter und Konsorten brauchen sich wirklich unseren Kopf nicht zu zerbrechen. Und wir wollen den Zukunftstaat gründen. Und wir werden den Zukunftstaat gründen. Die Opfer schrecken uns nicht — der Sieg ist uns sicher. Alles arbeitet für uns, alles — die Verhältnisse und die Menschen.

Wilhelm Diebnecht,
Hamburger Märzfeirrède von 1891.

Mädchens an seinen Forschungen bemerkte, suchte er ihre Gesellschaft so oft als möglich. Eines Abends drückte er ihr einen Zettel in die Hand mit den Worten: „Dein ist mein Herz.“ Am nächsten Tage brachte er dann seine Werbung bei ihren Eltern an. Diesen war der vielgereifte, gewandte Freier sehr unwillkommen. Sie fühlten, daß er aus anderen Kreisen als sie selbst stammte, und seine äußere Lebenslage schien sehr ungünstig. Er verlangte sofort von seiner zukünftigen Gattin, daß sie auf alles äußere Wohlleben verzichten und ganz in seinem Beruf aufgehen müsse. Amalie erklärte sich zu allem bereit. Die Eltern gaben ihre Zustimmung zum Ehebunde.

Dietrich stammte aus Zwenkau bei Leipzig, wo sein Vater Advokat gewesen war. Er hatte erst Medizin studiert, wandte sich aber dann dem Studium der Pflanzenwelt zu, das schon viele seiner Vorfahren mit Leidenschaft betrieben hatten. Zwei seiner noch lebenden Onkel waren ebenfalls Botaniker. Einer von diesen war als Knabe Goethe aufgefallen durch seine Kenntnisse der Pflanzenwelt. Dieser und Knebel hatten ihn mit nach Karlsbad genommen, und Goethe sprach sich sehr anerkennend über den

kleinen Naturforscher aus, der später, als Schriftsteller mit dem Dokortitel, den großherzoglichen Gärten in Eisenach vorstand.

Originell wie der Bräutigam selbst waren auch seine Ideen von der Ehe. Er mietete ein großes, einsam gelegenes Gebäude mitten im Walde, den Forsthof. Dort legte er sofort Beschlag auf alle Schränke, um seine Insekten- und Pflanzenansammlungen darin unterzubringen. Die junge Frau mußte sehen, wo sie Kleider und Wäsche ließ.

Die Eltern Amaliens zogen zu dem jungen Paar, und die Mutter verließ den Haushalt. Die junge Frau begleitete ihren Mann den ganzen Tag auf seinen Forschungswanderungen. Er lehrte sie das Aufbewahren der Pflanzen und Tiere. Im Winter ordneten sie ihre Sammlungen. Amalie bekam bald eine außerordentliche Geschicklichkeit im Zusammenstellen der Namen, Klassen und Ordnungen, und ihr Mann konnte sich keine intelligentere Gefährtin wünschen, trotzdem seine Verwandten ihn wegen der Heirat mit dem armen ungebildeten Mädchen mit Vorwürfen überhäuft hatten.

Leider trugen die kostbaren Sammlungen aber wenig Geld ein. Das Jahr 1847 brachte eine große Hungersnot über Sachsen, und die einfachen Weutlerleute mußten den vornehmen Schwiegerohn, so gut sie konnten, noch unterstützen. Als Amalie sich Mutter fühlte, hoffte Dietrich sehr auf einen Sohn, den er im Geiste Linnes, Humboldts und der berühmten Dietrichs erziehen wollte. Als ihm aber eine Tochter geboren wurde, war ihm diese ganz gleichgültig, ja sogar so lästig, daß die Großeltern das kleine Mädchen ganz zu sich nahmen. Amalie blieb nach wie vor Dietrichs treue Gehilfin. Nicht nur die Konservierung der Pflanzen, auch die Vorbereitungen für die Sammlungen der Insekten verstand sie meisterhaft. Dazu aber gehörte unendliche Geduld und Geschicklichkeit, denn der kleinste Bruch an den Fühlhörnern oder Beinchen machte die mit so vieler Mühe gesuchten Insekten wertlos.

Das ging alles gut, so lange Amaliens Mutter lebte. Aber diese starb, als die kleine Charitas vier Jahre alt war und nun sollte die unerfahrene junge Frau, die bisher ganz in den Interessen ihres Mannes aufgegangen war, auch noch Hausfrauen- und Mutterpflichten übernehmen. Der Vater zog wohl wieder für sich, aber Dietrich war in jeder Beziehung anspruchsvoll. Er verlangte die Hilfe seiner Frau bei seiner Arbeit, war aber außer sich, wenn das Essen nicht zur Zeit auf dem Tisch stand oder wenn ein Hemdenknopf fehlte. Sie kam endlich auf den Ausweg, eine Hilfe ins Haus zu nehmen. Diese, ein junges hübsches Mädchen, verstand es bald, Dietrich so für sich einzunehmen, daß Amalie sie wieder fortschickte. Aber zu ihrem Schrecken erfuhr sie durch einen Zufall, daß ihr Mann dem jungen Mädchen nachgereist war.

Da faßte die energische junge Frau einen kühnen Entschluß. Sie wollte den Treulosen nicht wiedersehen, und sie — die niemals allein gereist, die in allen praktischen Dingen so unerfahren war — ließ sich einen Paß ausstellen und machte sich mit ihrem kleinen Mädchen auf den Weg nach Bukarest zu ihrem Bruder. Bis Dresden fuhren sie im Omnibus, von da mit dem Dummelzug über Prag nach Wien. In Wien verschaffte sie sich mit vieler Mühe einen türkischen Paß. Die Reise ging unter sehr erschwerenden Umständen vor sich, denn Amalie besaß nur eine ganz geringe Geldsumme. In Budapest mußten sie den Dampfer besteigen. Auf der langen Fahrt lernte die junge Frau einen freundlichen ungarischen Kaufmann kennen, der sich der ganz Hilflosen annahm. Ueber Belgrad ging es bis zum Eisernen Tor. In Giurgewo erwarteten Ochsenwagen die Reisenden nach Bukarest. Tagelang fuhren sie

durch die Walachei, bis sie endlich Bukarest erreichten. Der freundliche Ungar gab einem halbwilligen Burschen die Weisung, die Fremde zu geleiten und endlich fanden Mutter und Kind bange Herzen in der fremden Stadt mit den

ausländischen Straßennamen ein Haus, daran stand: Karl Nelle, Handschuhmacher.

Die Aufnahme, die sie bei Bruder und Schwägerin fanden, war äußerst liebevoll, aber doch stellten sich gleich zu Anfang allerhand Miß-

helligkeiten heraus. Die Schwägerin war sehr verwöhnt und oberflächlich und hatte kein Verständnis für Amaliens ernstes Wesen und ihren Arbeitstrieb. Diese fühlte sich sehr unglücklich als überflüssiger Gast; sie entbehrte das Leben



A. Fink: Winter.

in der freien Natur und ihre geliebten Sammlungen. Kurz entschlossen übergab sie ihr Töchterchen den Verwandten und nahm eine Stellung in Siebenbrunnen als Stütze bei einem Mühlenbesitzer an. Drei Tage dauerte die Reise, die teils zu Wagen, teils der abschüssigen Wege halber zu Fuß gemacht werden mußte. Bei den Müllerleuten arbeitete die junge Frau in der Woche fleißig in Haus und Feld. Sonntags aber sammelte sie Pflanzen und Tiere und präparierte sie. Einige freie Tage benutzte sie zu einer einsamen Wanderung in die Karpathen, wo sie besonders seltene Petrefakten fand, welche sie, da sie das Herz immer noch voll Sehnsucht nach ihrem Manne hatte, in das Forsthaus nach Siebenbrunnen sandte. Als dann ein Dankesbrief von dort eintraf, stand ihr Entschluß fest. Sie machte sich mit ihrem Kinde auf die Heimreise und trat zur nicht geringen Ueberraschung ihres Mannes an einem trübigen Novembertage zu ihm in den Forsthof. Nun begann wieder das gemeinschaftliche Arbeiten. Um die Sammlungen zu verwerten, beschloß Dietrich, eine Reise durch verschiedene deutsche Städte zu machen, auf der Amalie ihn als Packträger begleitete. Wieder mußte sie sich von ihrem Kinde trennen; diesmal kam die kleine Charitas zu fremden Leuten.

Das Ehepaar wanderte, um das Reisegeld zu sparen, zu Fuß durch Thüringen, Hessen, Westfalen, an den Rhein bis nach Köln. Amalie schleppte während siebenzehn Wochen den schwerbepackten Korb auf dem Rücken. Ihre Erholung waren die Besuche bei Leuten, die Interesse für die Sammlungen hatten. Aber als nach einer Ruhepause zu Hause wieder Reisepläne gemacht wurden, dachte sie mit Schrecken an die Schmerzen, die ihr wunder Rücken ausgehalten hatte; auf ihren Vorschlag wurden Hund und Wagen angeschafft.

Wieder kam nun die Trennung von dem kleinen Mädchen, für die der Vater, der nur immer bedauerte, daß sie kein Junge war, so gar kein Gefühl übrig hatte. Um so größer war der Trennungsschmerz der Mutter, die sich mit dem Hund vor den Wagen spannte, so daß diesmal, statt des Rückens, Brust und Schulter wund wurden. Vier Monate wanderten sie im kalten harten Winter durch die Lausitz nach Böhmen, von da durch Schlesien, bis Krakau. Während klingt die Schilderung dieser Zeit in einem Briefe Amalies an ihren Bruder Karl. Wie schwer leidet sie unter dem Konflikt, ob sie ihrem Manne Gehilfin oder ihrem Kinde Mutter sein soll! Wie selbstverständlich erscheint es ihr, daß sie — das einfache Landmädchen — die schweren

Körbe trägt oder mit dem Hunde zieht, denn „ihr Wilhelm ist ein feiner, gebildeter, gelehrter Herr, der einen zarten Körper hat“. Mit Stolz erzählt sie aber, wie sie, deren äußerer Mensch so gar nicht in vornehme Häuslichkeiten paßt, überall mit großer Achtung aufgenommen wird, sobald sie ihren Namen nennt und sobald sie mit den gelehrten Herren über ihre Naturbeobachtungen plaudert. — Sie reist viel lieber allein als mit ihrem Manne, der sich nicht so behelfen kann wie sie, die oft nachts mit einer Schütte Stroh vorlieb nimmt. So war sie elf Wochen allein in den Alpen und brachte reiche Ausbeute heim. Ist sie mit ihrem Kinde daheim, dann begleitet die Kleine sie auf ihren Streifzügen. Das ist dann ihre glücklichste Zeit. Sie leidet schwer darunter, daß ihr Mann kein Interesse für das Kind hat und daß auch ihr Verhältnis zu ihm kalt und liebeleer geworden ist.

Nur selten gönnte Dietrich seiner Frau Ruhepausen. Es war ja so unendlich viel bequemer und billiger, sie immer wieder in die Welt hinauszutreiben, während er daheim die Sammlungen ordnete. Immer wieder dachte er sich Reisen aus, die sie mit dem Hund und dem Karren ausführen mußte, so elend sie sich auch fühlte und so schmerzhaft ihr jedesmal die Trennung von dem Kinde wurde. Auf einer dieser Reisen durch Belgien und Holland wurde sie schwer krank und lag wochenlang im Haarlemer Krankenhaus am Nervenfieber danieder. Ihr größter Kummer war, daß sie nun ihrem Manne kein Geld mitbringen konnte, denn fast ihr ganzer Erlös war in der Krankheit verbraucht. Als sie sich endlich den weiten Weg mühselig heimgeschleppt hatte, fand sie ihre Wohnung leer. Ihr Mann hatte sie für tot gehalten und da er nun niemand hatte, der für ihn sorgte, eine Stellung als Hauslehrer angenommen. Dem Kinde hatte er es überlassen, für sich selbst zu sorgen. Charitas hatte bei fremden Leuten gegen Hilfeleistungen Unterkunft gefunden. Diese Gleichgültigkeit erschöpfte die Geduld der schwergeprüften Frau. Stumm zog sie ihren Trauring, den sie fünfzehn Jahre getragen, vom Finger und wandte dem Manne, den sie einst innig geliebt hatte, den Rücken.

Nun begann ein neues Leben für Amalie Dietrich. Die gemeinschaftliche Arbeit war zu Ende, aber sie war fest entschlossen, die ihr so lieb gewordene Tätigkeit fortzusetzen und sich und ihr Kind durchzukämpfen. Leider fand sie aber in Charitas keine Gehilfin, wie sie gehofft hatte. Diese empfand keine Liebe für die Pflanzen und Tiere, die ihrer Meinung nach

schuld waren an ihrer traurigen, zerrissenen Jugend. Amalie hatte den Wunsch, ihr Kind viel lernen zu lassen. Dazu brauchte sie aber vor allem Geld, und so mußte sie wieder Reisen machen. Ihr Weg führte sie nach Hamburg und dort durch einen Zufall zu einem Doktor Meyer, dem Schwager von Karl Schurz, der sich sehr für ihre Sammlungen interessierte und sich nicht genug wundern konnte über die Gelehrsamkeit der einfachen bescheidenen Frau. Als Dr. Meyer hörte, unter welchen schwierigen, traurigen Verhältnissen diese Naturforscherin ihre Sammlungen zusammengebracht hatte, gab er ihr den Rat, sich fest anstellen zu lassen. Frau Amalie hatte große Bedenken, ob sich denn jemand finden würde, der eine Frau anstellen würde, noch dazu eine ganz ungebildete, wie sie sich in ihrer Bescheidenheit nannte. Noch bedenklicher wurde sie, als Dr. Meyer ihr Godeffroy, den „Fürsten der Südfsee“, nannte. Dieser, der fünfzigjährige große Seeschiff zwischen Australien und Europa hin und her fahren ließ, hatte schon mehrfach Gelehrte ausgesandt, die in seinem Auftrage Material in den Tropen sammelten für sein weit hin berühmtes Godeffroy-Museum. Dieses Unternehmen sollte eine Fundgrube für die Erdkunde wie für die Natur- und Völkerkunde der Südfseeinseln werden. Dr. Meyer meinte, in Amalie Dietrich eine Persönlichkeit gefunden zu haben, die Godeffroy äußerst nützlich sein würde. Lange dauerte es, bis Amalie sich entschloß, Godeffroy aufzusuchen. Und doch ließ ihr der Gedanke, die Wunder der Tropenwelt zu erforschen, keine Ruhe. Sie verschaffte sich Zeugnisse von verschiedenen Gelehrten, die sie auf ihren Wanderungen kennen gelernt hatte, und mit diesen wagte sie endlich den Gang in Hamburgs vornehmstes Patrizierhaus. Kein Wunder, daß Godeffroy sehr bald Amalie Dietrich Vertrauen schenkte, denn in jedem der vorgelegten vielen Zeugnisse wurden ihre außerordentlichen Kenntnisse und ihre Begabung für die Naturwissenschaften gerühmt. Er schloß einen Kontrakt mit ihr, nach dem sie sich in seinem Auftrage auf mehrere Jahre nach Australien begab, um dort in seinem Interesse Forschungen zu unternehmen.

Eigentlich war es Amalien zuzumuten, als sie den Kontrakt unterschrieben hatte. Sie, die in ihrer Heimat so viel verlacht und verhöhnt worden war, bekam nun eine Stellung, zu der man sonst nur Gelehrte gebrauchte. Furcht hatte sie nicht, trotzdem zu ihrem Unternehmen ein so ungeheurer Mut gehörte, daß mancher Mann sich nicht daran gewagt hätte. (Schluß folgt.)

Heimgekehrt.

Skizze von Karl Petersen.

Um die Mittagszeit eines klaren sonnigen Wintertages stand in dem Direktionsbureau vor dem Leiter des Gefängnisses ein blonder Kiese, wie von einer schweren Last gebeugt. Er blickt an sich herunter. Die düstere Gefängnisbekleidung, die er vier lange Jahre getragen, hat er gegen seine eigene umgetauscht.

Der Direktor blickt von seinem Schreibtisch auf. „Solger Nielsen, Sie werden sich wohl gewundert haben, daß Sie heute Ihre Freiheit wieder erhalten sollen. Ihre ausgezeichnete Führung und Ihr unglückliches Schicksal, das selbst mir, der ich doch schon viel erlebt habe und gegen das Leid anderer stumpf geworden bin, zu Herzen ging, haben mich bewogen, ein Bittgesuch einzureichen, daß Ihnen das letzte Jahr Ihrer Strafe erlassen wird. Die Antwort ist gekommen. Sie sind frei!“

Reiß steigt es dem blonden Kiesen in die Augen, und dankbar ergreift er die Hand des

Direktors. Schon nach wenigen Minuten steht er draußen vor der Burg und hinter ihm schließen sich die gewaltigen Torflügel wieder.

Frei! — Tief aufatmend steht er da. Dann macht er zögernd einen Schritt. Es ist ihm fast, als habe er das Gehen verlernt; er muß sich förmlich Mühe geben, vorwärts zu kommen. Er blickt um sich. Hinter sich die hohen Mauern, vier lange Jahre Kerker, und vor sich die Freiheit, den Fjord, die Wälder, das Leben.

Ein Laumel hat ihn gepackt, und vorwärts treibt es ihn, auf das im Tal liegende Njersdal zu. Ab und zu muß er seine Hand schützend vor die Augen halten, so blendet ihn die weite Schneefläche. In fast sonntäglicher Stille liegt die Stadt, und nur hier und da steigt aus den Schornsteinen ein leichter Rauch auf. Nichts regt sich. Der Fjord, von den Strahlen der Nachmittagssonne durchglüht, die gewaltigen schneebedeckten Tannen auf den sich hinter

Njersdal erhebenden Bergen: alles atmet Ruhe und Frieden.

Bald ist er in der Stadt, und rasch hat er den Bahnhof erreicht.

Nach einer kleinen Weile läuft auch der Zug ein, der ihn in die Heimat bringen soll. Fauchend und ratternd trägt ihn das Dampflok dem Ziele seiner Sehnsucht entgegen. Qualvoll lang werden ihm die Minuten. Eine ganze Stunde noch! Viel zu lange für ein Herz, das sich nach Hause sehnt.

Nach Hause sehnt?

Ja, gibt es denn für ihn noch ein „nach Hause“, hat er es sich denn nicht selbst vernichtet?

Den Kopf in beide Hände vergraben, starrt er vor sich hin. Voll Grauen denkt er wieder an jene Unglückstage.

Vor vier Jahren war es gewesen, als er eines Tages unvermutet von einer Seereise zurückgekehrt war.

In sein Herz war von einem guten Freunde, der mit ihm auf demselben Schiffe fuhr und dem sein junges Glück ein Dorn im Auge war, der Stachel der Eifersucht gesenkt. Lange verschloß er sich den Einflüsterungen des Burschen, der sich dafür rächen wollte, daß die schöne Junge den Freund ihm vorgezogen. Stündlich erfannt er neue Quälereien; ja, eines Tages zeigte er ihm einen angeblich von Jenz Christen, ihrem gemeinsamen Freunde, stammenden Brief, in dem Jenz sich rühmte, die Liebe Juges errungen zu haben.

Nun war es mit seiner Ruhe aus. Er musterte in Valparaiso von dem Segler ab und fuhr mit einem Dampfer in seine Heimat.

Zu der Stadt angelangt, eilte er schnell seiner Wohnung zu. Vor der Thür stockte sein Fuß. Sein Herz klopfte ihm bis zum Halbe hinauf. Warrten ihn seine Sinne? Hörte er nicht außer der Stimme seiner Frau noch eine andere, eine Mannesstimme?

Nichtig, da sprach ja Jenz.

Wild wirbelten ihm die Gedanken durcheinander und mit einem schmerzgefüllten Stöhnen legte er die Hand auf das heftig klopfende Herz, das ihm fast die Brust zu sprengen drohte. Noch einmal holte er tief Atem, dann trat er schnell ins Zimmer.

Erschreckt sprangen die beiden, die vom Gatten und Freund geplaudert, den sie weit weg wähnten, von den Sätzen auf.

Er aber faßte ihr Erschrecken als Zeichen von Schuld, und streckte Jenz, der auf ihn zu eilte, ihn zu begrüssen, in seiner sinnlosen, rasenden Eifersucht mit einem mächtigen Faustschlag zu Boden.

Seiner Frau, die ihm entsetzt in den Arm fallen wollte, versetzte er mit der Linken ebenfalls einen Schlag.

Aufstaunend eilte sie zur Thür, wo sie mit einem Hilferuf zusammensank.

Die Nachbarn kamen angelaufen und sahen mit Schandern das grauenvolle Bild. Solger war an der Seite seines lieben Jenz zusammengebrochen; ihm war, als äße ihn ein böser Traum, und willenlos ließ er sich von den inzwischen herbeigeholten Schubleuten abführen.

Schon nach acht Wochen fand die Verhandlung statt. Seine Frau lag damals schwerkrank im Spital. Aus ihrer Aussage ging hervor, daß zwischen ihr und Jenz eine reine, edle Freundschaft bestanden habe, die nicht einmal in Gedanken sündigte, daß sie ihren Mann unfragbar lieb gehabt, und daß nur seine maßlose, aber völlig unbegründete Eifersucht ihn habe zu der That hinreißen können.

Als die Aussage seiner Frau verlesen war, erkannte er erst recht, wie schwer er gefehlt und brach unter der Last der Selbstanklage fast zusammen; ein Säusen klang ihm in den Ohren, und teilnahmslos ließ er den Gang der Verhandlung an sich vorüberziehen. Selbst die Urteilsverkündung vermochte nicht, ihn aus seiner Lethargie aufzurütteln, und stumpf, ein gebrochener Mann, ließ er sich wieder abführen.

Fünf lange Jahre, von denen ihm nun das letzte im Gnadenwege erlassen war, sind eine entsetzliche Zeit.

Zuerst konnte er noch mit seiner Frau Briefe wechseln und so ihre Verzeihung erlangen. Aber es war, als stände etwas zwischen ihnen. Von Liebe klang nichts mehr aus den Briefen Juges; die war, so dünkte ihm, langsam erstorben. Seltener und seltener erhielt er ein Lebenszeichen, und schließlich keines mehr.

Und wie hatte er sich die Seele wund geseht nach dem Glück, das er selbst mit rauher Hand zertrümmert.

Schon tauchen aus der Ferne die heimischen Thürme auf. Wer weiß, was die nächsten Stunden bringen? Vielleicht glimmt in Juges Brust doch noch ein Fünkchen Liebe für ihn, und dann kann ja noch alles wieder gut werden.

Da hält der Zug. Thüren werden aufgerissen und zugeschlagen. Solger schreckt aus seinem Sinnen auf, steigt aus dem Wagen und eilt durch die ihm wohlbekannten Straßen seiner Wohnung zu. Ob die alten Helmers noch leben, seine Flurnachbarn, die ihn immer wie ihren Sohn gehalten?

Jetzt ist er vor dem Hause angelangt. Er steht vor seiner Thür. Doch was ist das? Die Hülse versagen ihm. Ein fremdes Schild an seiner Thür? Die Hoffnung, die ihn so lange aufrechterhalten, ist zerstört; und er muß sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken. Doch er rafft sich wieder auf; Gewißheit will er haben. Schon hat er die Hand auf die Klinke gelegt, um nach dem Verbleib seiner Frau zu fragen, da fallen ihm wieder die alten Helmers ein, die ihm doch sicher Auskunft geben können. Er wendet sich nach rechts. Ein Trost, sie wohnen noch hier.

Auf sein zaghaftes Klopfen öffnet die alte Helmers die Thür. Erst ist sie wie versteinert, als sie den Heimgekehrten, den sie wie einen Sohn gehegt und geliebt, so plötzlich vor sich sieht, dann aber streckt sie ihm beide Hände entgegen und zieht den sich leise Sträubenden über die Schwelle. Auch der alte Helmers heißt ihn herzlich willkommen, und bald sitzt Solger bei ihnen. Voll Wehmut streicht ihm Mutter Helmers — wie er sie wieder nennt — über sein Blondhaar und seine verhärten Wangen.

Ihr hängt vor einer Frage, die er jeden Augenblick an sie richten kann, vor der Frage nach Juge, seiner Frau. Und wenn er fragt — und er wird fragen —, dann muß sie lügen, denn Juge will es so, will tot sein für ihn.

Wie hat das arme Ding gelitten, wie hat sich das Grauen über seine entsetzliche That zwischen beide gedrängt, bis sie den Entschluß faßte, für ihn tot zu sein. Eine kleine Erbschaft, die sie gemacht, versetzte sie in die Lage, sich im Gefang auszubilden. Sie ist jetzt eine gefeierte Künstlerin, doch aus all ihren Liedern klingt das Sehnen nach einem Glück, das für immer für sie verloren ist. Ja, sie liebt ihren Solger noch immer, trotz allem, und oft kommt sie auf ein Stündchen zu den beiden Alten, um mit ihnen über Solger zu plaudern und über die Zeit, da sie noch so glücklich miteinander waren.

Ein tiefer Seufzer entringt sich Solgers Brust. Es überkommt ihn eine Ahnung, als ob ihm noch Entsetzliches bevorstehe. Die ungewohnte Gesprächigkeit der beiden Alten fällt ihm auf. Ihn lassen sie kaum zu Worte kommen. Viel haben sie zu erzählen, von allem möglichen; nur der Name Juge scheint für sie ausgelöscht. Endlich rafft er sich auf und fragt mit bangem Herzen: „Und Juge, wo ist Juge geblieben?“

Da zieht ihn der alte Helmers zu sich und spricht vom Herzeleid, und von dem Weg, den wir alle einmal gehen müssen. Er aber hat genug gehört. Aufstöhnend schlägt er die Hände vors Gesicht.

„Tot!“ Es klingt wie der Aufschrei einer zu Tode gemarterten Seele. Tot, durch seine Schuld; erst der Freund, dann sie, die sein alles, seine Welt war. Ein heftiges Schluchzen erschüttert seinen Körper.

Die beiden Alten kämpfen noch schwer mit sich, ob sie ihm nicht doch die Wahrheit sagen sollen, trotz der dringenden Bitten Juges, da erhebt er sich, nimmt seine Mütze und wendet sich zur Thür. Eine unheimliche Ruhe ist über ihn gekommen.

Besorgt blickt ihn der alte Helmers an, dann tritt er auf ihn zu und klopf ihm auf die Schulter.

„Solger, mein lieber Junge,“ sagt er warm, „Kopf hoch! Wie schwer Du auch gefehlt haben magst, Du hast gesühnt, bleibe bei uns!“

Doch Solger schüttelte traurig den Kopf. „Habt Dank, Vater Helmers, ich kann nicht

hierbleiben. Hier würde mich alles täglich, stündlich an die Vergangenheit erinnern. Es geht wirklich nicht. Mich ziehts mit Allgewalt wieder zur See, und dort auf dem Meere, in seiner Unendlichkeit, dem ich in glücklichen Tagen oft mein übervolles Herz in Liedern ausströmte, dort hoffe ich auch den erschnitten Frieden zu finden!“

Tief bewegt drückte ihn der Alte an seine Brust. „So gehe, mein Junge, doch vergiß nicht, daß Deine Heimat hier ist und daß auch wir beiden Alten uns nach Dir sehnen werden.“

Mutter Helmers drückte ihm wortlos die Hand. Juges tottrauriges Antlitz tauchte vor ihr auf und wieder hörte sie Juge sagen: „Glaubt mir, Mutter Helmers, es ist am besten so, wenn ich für ihn tot bin.“

Als Solger auf die Straße tritt, treibt ihm ein eisiger Wind den Schnee ins Gesicht, doch er achtet nicht darauf. Planlos läuft er in den Straßen umher, tief gebeugt von seinem grausam zerstörten Hoffen, und so entgeht es ihm auch, daß er bald die Stadt hinter sich hat. Erst ein vom Friedhof heimkehrender Leichenzug gibt seinen Gedanken eine andere Richtung.

Nach dem Friedhof, zu Jenz' und Juges' Grab, durchfährt ihn ein Gedanke; und er schlägt den Weg nach dem Walde ein, hinter dem der Friedhof liegt.

Das Schneetreiben ist stärker geworden. In tollem Tanz umspielen ihn die Flocken, doch ruhelos geht er weiter.

Bald umfängt ihn tiefe Waldesstille. Noch einmal überstrahlt die Sonne die Kronen mit glühendem Glanz, dann taucht sie unter, und graue Dämmerung huscht gespenstlich von Baum zu Baum.

Solger sieht nichts von alledem, seine Seele, seine Gedanken weilen in der Vergangenheit.

Schwer legt sich ihm der Schnee auf die Kleidung, aufs Gesicht, auf die Augen, die er nur mit Mühe offen halten kann, denn sein Körper ist den Anstrengungen des heutigen Tages, zu denen noch die furchtbare seelische Erschütterung kommt, kaum gewachsen. Oft sinkt er bis weit über die Knöchel in den Schnee ein.

Immer beschwerlicher wird es ihm, vorwärts zu kommen.

Gern hätte er sich einmal unter einem schützenden Busch ausgeruht, aber er will ja zu den Gräbern.

Plötzlich bleibt er stehen, er hat den Weg verloren; der ist zugeweht.

Gespannt horcht er auf einen Laut, doch nichts unterbricht die Stille als ein fallender, dürrer Zweig, dem die Schneelast zu schwer wurde.

Fieberhaft hämmern seine Pulse.

Da, dringt nicht durch die Stille Schlittengeläute? Hastig wendet er sich nach links und eilt eine Strecke weit in den Wald.

Bald ist es ihm wieder, als komme der Klang von der anderen Seite, und wieder ändert er die Richtung.

So führen ihn seine verstörten Sinne hin und her, bald vorwärts, bald rückwärts, und er kommt schließlich wieder an die Stelle, wo er die Spur verloren hat.

Den Rückweg findet er nicht mehr, auch dort ist die Spur verweht.

Verzweifelt starrt er eine Zeitlang vor sich hin, rafft sich jedoch wieder auf und eilt wieder vorwärts, immer weiter in den Wald.

Da gleitet er plötzlich aus und fällt, mit dem Kopf leicht einen Baum streifend, in den tiefen, weichen Schnee. Erschrocken will er sich wieder erheben, doch ein wohliges Gefühl lähmt seine Glieder, und aufs äußerste erschöpft bleibt er liegen.

Dichter und dichter fallen große, weiche Flocken auf ihn und hüllen ihn sanft ein.

Seine Seele hat nun den erschnitten Frieden gefunden, und der gültige Himmel weht ihm sein Leichentuch. —

Ungarische Revolutionäre von 1795. Die große Revolution hat bereits 1794/95 in Ungarn einen fernem und nicht allzu starken Widerhall gefunden. Die jakobinische Verchwörung, die 1795 in Pest gerichtlich abgeurteilt und bestraft wurde, hat allerdings wohl bloß in der Phantasie ihrer Entdecker und der dabei benutzten Hochspiegel bestanden. Dagegen ist zweifellos erwiesen worden die Tatsache, daß unter der ungarischen Intelligenz eine größere Anzahl von demokratischen Revolutionären vorhanden war. Der namhafteste darunter war ein Professor namens Martinovics. Auch mehrere Träger magharischer Uebennamen gehörten zu den Mitgliedern der Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit, an deren Spitze Martinovics stand. Diese Vereinigung war, den Verhältnissen gemäß, ein Geheimbund, aber offenbar zur Zeit bloß auf Propaganda revolutionärer Bestimmungen berechnet. Sie beschäftigte sich unter anderen damit, das offizielle Organ der französischen Republik, den „Moniteur“, der darin enthaltenen Neben wegen, zu verbreiten, so daß angegeben wird, das Revolutionsblatt sei allenthalben in den ungarischen Kaffeehäusern gelesen worden. Wie weit aber auch demokratische Grundsätze Verbreitung gefunden haben mochten, von einer Verchwörung konnte im Ernste keine Rede sein. Das hinderte aber nicht, daß eine solche von der politischen Polizei konstruiert und projektiert wurde. Man sprachte auch nicht vor einem siebenfachen Justizmord zurück. Am 20. Januar 1795 wurde Martinovics samt vier anderen Leitern des von ihm gestifteten Bundes vor dem Schlosse zu Pest durch das Schwert enthauptet, und ein paar Tage später erlitten zwei andere Schlachtopfer das gleiche Schicksal. Eine ganze Anzahl von Demokraten blühte hinter Festungsmauern das Verbrechen, daß sie durch ihre fortschrittlichen Bestimmungen der Masse ihrer Landsleute und Zeitgenossen vorausgewiesen waren.

Die Schildläuse, ihre Lebensweise und Bekämpfung. Oft findet man an den Stämmen, Ästen und Zweigen der verschiedenen Kern-, Stein- und Weerenobstgehölzen, sowie auch an den verschiedensten Holzartigen Ahorn- und Toppflanzen, wie Lorbeer, Oleander, Myrthen usw. einige oder auch eine große Anzahl kleiner, brauner Höckerchen, von denen die kleinsten etwa 1 mm breit und 2 mm lang, die größten etwa einem Apfelkern gleich sind. Ebenso verschieden ist auch die Form dieser Höckerchen, die man hier in eirunder Gestalt, dort in teller- oder muschelartiger an einer anderen Stelle sogar in der Form eines Kommas vorfindet. Diese eigenartigen Gebilde weiß sich mancher Garten- und Naturfreund nicht zu erklären. Viele von ihnen halten sie für Austreibungen der Rinde, sogenante Gallen, die, vielleicht hervorgerufen durch Insekten, nun aber keine Bedeutung mehr haben, also dem Baume nicht mehr schaden. Diese Annahme ist aber nicht richtig; ja, das Verkennen dieser Gebilde kann für die Pflanzen sogar sehr gefährlich werden, denn sie sind Tiere, die sich hier festgesetzt haben und ihre Saugborsten in die Pflanze hineingehohlet, von dem Saft des Baumes trinken und diesem dadurch Schaden zufügen.

Die Schildläuse — denn sie ist es — gehört zu den Insekten, die durch Aufsaugen der Säfte die Pflanzen schädigen. Von diesen Insekten unterscheidet man wieder drei verschiedene Ordnungen, nämlich solche: die den Saft zu sich nehmen durch eine mehr oder weniger stark entwickelte Röhre (z. B. die Schmetterlinge), oder durch einen Schöpfrüssel, wie es die Fliegen tun, oder durch einen mehr oder weniger langen, spitzigen Schnabel, die sogenannten „Schnabellere“. Zu diesen gehören die verschiedenen Wanzenarten — darunter gibt es aber auch einige nützliche Arten, sämtliche Pflanzenläuse und -flöhe, sowie auch die verschiedenen „Blutsauger“, z. B. die Stechmücken, unter denen Menschen und Tiere im Sommer so sehr zu leiden haben. Da die beiden Ordnungen, deren Mundwerkzeuge in einer Röhre bzw. einem Schöpfrüssel bestehen, nur die Säure zu sich nehmen können, die die Pflanzen selbstständig ausscheiden, also zum eigenen Aufbau nicht mehr gebrauchen (z. B. den Blütenhonig), weil sie mit ihrem Mundwerkzeug der Pflanze eine Verletzung, aus der dann der Saft hervortreten würde, nicht zufügen können, sind sie auch ganz harmloser Natur und richten bei den Pflanzen niemals Schaden an. Anders verhält es sich mit den Schnabellere; sie müssen, wollen sie den Lebenssaft der Pflanzen trinken, diese erst mechanisch ver-

legen, indem sie dieselben mit ihrem Schnabel anstechen. Somit zapfen sie den Pflanzen gerade den Saft ab, den diese zum eigenen Aufbau vertretten wollen und richten dadurch großen Schaden an, der sich umso mehr geltend macht, als diese Insekten häufig in außerordentlich großen Mengen auftreten.

Man unterscheidet bei den Schnabellere, so weit sie auf die Pflanzenläuse angewiesen sind, drei Ordnungen, nämlich Birzen oder Biladen, Wanzen und Pflanzenläuse. Von diesen sind die letzteren, die wiederum in vier Familien eingeteilt sind, nämlich Blattflöhe, Afterschnabellere, Blattläuse und Schildläuse, von besonderem Interesse, weil sie wegen ihrer unheimlich raschen Vermehrung in der Regel in großen Massen auftreten und in ihrer Massenhaftigkeit den Kulturpflanzen gewaltigen Schaden zufügen. — Die Schildläuse dürfen als die eigentümlichsten unter allen Pflanzenläusen schon deshalb angesehen werden, weil die beiden Geschlechter ganz verschiedene Entwicklungsstadien durchmachen und eine so große Verschiedenheit zeigen, daß allein die Weibchen die Form der Art bestimmen und die Männchen von einigen Arten sogar bis heute noch nicht bekannt sind, denn die kleinen Höckerchen an den Pflanzen sind ausschließlich weibliche Schildläuse.

Berküßt man nun Anfangs Sommer, wo diese Höckerchen ihre volle Größe erreicht haben, ein solches

das Männchen, ein kleines, lebendiges, am Hinterleibe mit zwei langen Schwanzfäden versehenes Tierchen mit gut entwickelten Beinen und Flügeln, seinen Schild, um die weiblichen Tiere zu begatten. Nach der Begattung stirbt das Männchen bald ab; die männlichen Tiere treten überhaupt bei weitem nicht so zahlreich auf wie die weiblichen.

Das Weibchen schwillt nach der Begattung noch mehr an, legt nach kurzer Zeit die Eier unter sich ab, die unter dem Schilde des Schildes sich weiter entwickeln, während das Weibchen darüber abstirbt, so daß nur der Schild mit den unter sich bergenden Eiern bzw. Jungen übrig bleibt. Bei einigen Arten, wie der San Jose-Schildläuse und der austerförmigen Schildläuse sind die Embryonen in den Eiern, wenn diese gelegt werden, bereits so weit vorgebildet, daß die Jungen sofort ausschlüpfen und so bis zum Herbst noch völlig heranwachsen.

Da die Schildläuse von dem Lebenssaft der Pflanzen sich ernähren, so fügen sie diesen bei der Massenhaftigkeit, in der sie in der Regel auftreten, einen großen Schaden zu; ja, sie können den Baum geradezu zugrunde richten; wir müssen daher auf ihre Bekämpfung stets bedacht sein. Die paar natürlichen Feinde können ihnen sehr wenig anhaben. Am wirksamsten hat sich bis jetzt erwiesen, die befallenen Stämme, Äste und Zweige, sobald die Bäume das Laub abgeworfen haben, mit einer Stahlbratbürste oder einer harten Wurzelbürste und heißem Seifenwasser gründlich abzubürsten und nachher mit dünner Kalmilch zu bestreichen. Ein gutes Vorbeugungsmittel ist außerdem noch das Abwaschen der Äste usw. vor dem Ausbruch im Frühjahr mit einer Sodalösung, womit man gleichzeitig auch eine große Menge anderer Schädlinge, wie Blattläuse und Milben vernichtet. Im Sommer, wo ein Abwaschen der Baumteile wegen der Blätter nicht vorgenommen werden kann, oder wenn es sich um das Reinigen der Ahorn- und Toppflanzen handelt, tut Spiritus, der mit einem Pinsel auf die befallenen Teile aufgetragen wird, sehr gute Dienste. Das beste Vorbeugungs- und Bekämpfungsmittel ist aber eine gute Pflege und eine zielbewusste und reichliche Düngung der Bäume, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß gerade dort die Schildläuse dominieren, wo die Bäume wenig oder gar nicht gepflegt werden und unter ungünstigen Bodenverhältnissen zu leiden haben, in gut gepflegten Gärten aber nur vereinzelt oder gar nicht auftreten.

Generationswechsel im Pflanzenleben.

Bei der Vermehrung der Farnpflanzen wechselt allgemein eine geschlechtliche Generation mit einer ungeschlechtlichen herart ab, daß die eigentliche Farnpflanze auf ungeschlechtlichem Wege Sporen erzeugt, die nach der Aussaat einen sogenannten Vorkeim bilden, ein meist nur kleines hautartiges, grünes Pflanzengebilde; dieser Vorkeim trägt Geschlechtsorgane, welche die Farnpflanze erzeugen. Die Farnpflanze ist somit die geschlechtslose, der Vorkeim die geschlechtliche Generation. Von dieser Regel gibt es aber auch Ausnahmen. So ist bei *Pteris orelica*, ein als Zimmerpflanze viel benutztes Farnkraut, der Vorkeim gleichfalls eine geschlechtslose Generation, denn ohne daß es hier zur Bildung von eigentlichen Geschlechtsorganen kommt, entwickelt sich die Farnpflanze aus dem Vorkeim. Andererseits fehlt es auch nicht an Farnen, bei denen die Bildung von Sporen unterbleibt. Bei einem Milzfarn entstehen wohl die Sporangien, das sind jene Behälter, die sonst die Sporen umfassen, aber Sporen selbst entwickeln sich hier nicht. Der Vorkeim bildet sich in solchen Fällen direkt aus den unvollkommen entwickelten Sporangien. Bei einem Punkt-farn kommt es gar nicht erst zur Bildung von Sporangien, vielmehr wachsen hier die Vorkeime einfach aus Blattabschnitten hervor. Vereinzelt ist das Unterbleiben der Sporenbildung und das Heraushängen junger Pflanzen aus anderen Pflanzenorganen auch bei solchen andern Pflanzen beobachtet worden, die gleich den Farnen, im allgemeinen einen normalen Generationswechsel durchmachen. So hat man im Longomersee in den Vogesen Exemplare vom Sumpfschachtelkraut, ein den echten Farnen nahestehendes Gewächs, gefunden, die keine Sporen hervorbrachten, dafür aber junge Pflanzen direkt aus den Blättern hervorsprossen ließen; hier wurde also der sonst übliche Generationswechsel direkt ausgeschaltet.



Maschine zum Zerschneiden von Pflastersteinen. Der Vorteil dieser Maschine liegt darin, daß jede Pflanze in 16 Stücke zerlegt wird und die Zufuhr zu den Sägen in automatischer Weise geschieht. Die zerschnittenen Stücke werden von einer endlosen Kette in den Verladerraum gebracht. Die Leistungsfähigkeit der Maschine ist eine sehr hohe.

Gebilde, so finden wir darunter eine wie weißes Mehl aussehende Substanz, die Eier des Weibchen, die oft bis zu 2000 Stück unter jedem einzelnen Gebilde vorhanden sind. Im Gegensatz zu den übrigen Pflanzenläusen vermehren sich nämlich die Schildläuse ausschließlich durch Eier. Aus diesen Eiern erscheinen in der Regel in den Monaten Juni und Juli die winzigen kleinen Jungen, die sich noch einige Zeit unter diesem Gebilde zusammenhalten, dann aber kriechend sich über die ganze Pflanze zerstreuen, hauptsächlich die jungen Triebe besetzen und sich hier mit ihren langen, aus einem kurzen, kräftigen Schnabel hervorragenden Stechborsten festsaugen. Waren die jungen Läuse (richtiger eigentlich Larven) beiderlei Geschlechts bis dahin völlig gleichartig, also sämtlich mit gut entwickelten Fühlern und Beinen versehen und von flach ovaler Form, so erfahren sie jetzt im Laufe einiger Häutungen ganz verschiedene, eigentümliche Veränderungen. So verkümmern in dem einen Falle bei den kleinen Tieren sämtliche Gliedmaßen und bilden je nach Art entweder durch Absonderung einer wachstartigen Masse aus dem Rückenteile des Körpers und der bei den Häutungen abgestreiften Häuten einen den ganzen Körper umschließenden Schild, oder auch der immer mehr anschwellende Körper wölbt sich selbst zu einem Schild, und die Gebilde, wie wir sie an den Pflanzen vorfinden, nämlich die eigentlichen Schildläuse, sind fertig. Im andern Falle bleiben sie klein, bilden über sich einen winzigen, länglichen, weißen Schild, unter dem sie ihre ursprünglichen Beine und den Schnabel verlieren, neue Beine und Flügel bilden; so entsteht die männliche Schildläuse. Diese Umwandlungen gehen bei beiden Geschlechtern sehr langsam vor sich, so daß die Läuse erst im nächsten Frühjahr voll ausgebildet sind. Um diese Zeit (etwa Mai) verläßt denn auch

Die Neue Welt



Illustrierte Beilage

für

Wissenschaft, Belehrung und Unterhaltung

Jahrgang 1912

Hamburg 1912

Verlag der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Muer & Co.